Nummer 55 — Dienstag, 6. März 1923

Berliner Familien-Zeitung

Sonnenkind . . .

Von Eres

Als ich einmal hinter dem japanischen Seidenschirm lauschte, auf den mit silberweißer Seide große, langflügelige Vögel gestickt sind:

Er: Wenn ich dereinst meinen Brotverdienst an den Nagel hängen werde, gehen wir miteinander nach Italien, du und ich!

Sie: Ach ja! — — Da gibt es — Sonne! — — Paul — Sonne! — — Aber du weißt ja nicht — —

Schweigen

Er: Ist das nicht merkwürdig, Elsi? — Ich meine deine Sehnsucht nach der Sonne . . . Ein Menschenkind, das über Krankheit und Tod plaudern kann und — zu weinen anfängt, wenn man von der Sonne redet . . .

Sie: Du darfst mir nicht — —. Ich kann's wirklich nicht hindern!

Er: Das ist doch zu seltsam. . . .

Schweigen

Sie: Mama sagt, wir stammen von italienischen Vorfahren ab.

Er: Das ist wohl möglich . . .

Sie: Und ich möchte doch nach dem hohen Norden! Die Polarsonne scheint Tag und Nacht. — Tag und Nacht will ich mich sonnen, und Licht trinken! — Mit vollen Zügen trinken . . .

Er: Aber dann kommt die lange Nacht, Elsi! —

Sie (mit einem leisen Seufzer): Ach ja, das ist es . . .

Schweigen.

Er (plötzlich): Ja, Elsi — warum beten wir denn nicht die Sonne an, von der wir alles haben? — Warum einen Gott, der sich doch höchstens in dem Vertrauen äußern kann, daß er bei uns sei . . . ?

Sie: Ist überhaupt ein Unterschied zwischen Sehnen und Gebet?

Schweigen

Sie: Ich glaube, Paul, diese Sehnsucht richtet sich nicht nur nach der Sonne. — Sie geht auch auf etwas anderes; wenn man will, etwas Aehnliches!

Er: Etwas Aehnliches?

Sie: Ja! — Es gibt Menschen, die der Sonne ähnlich sind. Menschen, die Wärme und Licht bringen, und bei denen man, wenn sie sprechen, meint, ihre Worte seien Sonnenstäubchen, die durch das Zimmer fliegen und einen goldigen Hauch auf alles legen . . .

Er: Also nach einer solchen — Sonne geht deine Sehnsucht auch?

Sie: Es ist dann nicht Sehnsucht mehr! Wenn ich einen solchen Menschen um mich habe, ist es Befriedigung. Ich fühle mich dann ruhig und so geborgen, wie in weichen Kissen. Und dann lausche ich . . . Wenn ich die Augen schließe, ist es mir, als hörte ich das Summen und Singen eines Sommermorgens . . . Und dann möchte ich so liegen bleiben — lauschend — helles, warmes Licht trinkend . . .

(Sie hat sich zurückgelehnt, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, und bleibt mit geschlossenen Augen liegen. Er betrachtet sie von der Seite mit hochgezogenen Brauen und hebt langsam und ratlos die Achseln.

Schweigen

Sie: Und wenn ich denke, daß ein solcher Mensch zu mir von Liebe spricht — — — Paul — es müßte heiß und heftig sein, wie ein Wüstensturm. — Erstickend heiß . . . Es müßte mir die Luft verhalten und die Augen blenden, so daß ich mich nur an ihn klammern könnte — — — — — (Sie hebt den Kopf und schaut ihn ruhig an. Sieht seine Ratlosigkeit und will sich daran weiden.) Paul — warum beten wir denn nicht die Sonne an?

Er: Würde ich da schlecht abschneiden?

Sie (ablenkend): Hol mir Rosen!

Er verschwindet erleichtert und murmelt draußen, während sie im Zimmer überlegen lächelnd und verträumt den Kopf schüttelt, etwas, das wie: „Hysterische Frauenzimmer" klingt.

*

Dem Leser im Vertrauen: ich habe einige Zeit später noch einmal gehorcht. Da ereignete sich folgendes:

Er (tritt ins Zimmer, geht zum Schreibtisch. Man hört, wie er einen Brief aufreißt. Dann eine kurze Pause: er liest. Zerknüllt den Brief, lacht auf: „Hysterisches Frauenzimmer!" und geht aus dem Zimmer. Wie damals, als er ihr Rosen holte).

Sie hatte ihm nämlich mitgeteilt, daß sie die Reise nach Italien einstweilen allein angetreten hatte . . .

*

Und dann bin ich auch nach Italien gereist . . .
Denn ich bin auch ein Sonnenkind . . .

Die elegante Seeräuberin

Vor einiger Zeit war, wie damals kurz gemeldet wurde, der Dampfer „Sui-An" in der Nähe der chinesischen Küste von einer Bande von Seeräubern angegriffen worden, die auf leichtem Boot herankamen. Nachdem sie das Schiff bestiegen hatten, plünderten die mit Revolvern und Gewehren ausgerüsteten Piraten die Passagiere vollständig aus. Aus Hongkong werden jetzt nähere Einzelheiten über den Ueberfall berichtet, aus denen hervorgeht, daß die chinesischen Piraten dem Kommando einer jungen, eleganten Dame unterstanden, die Lackschuhe mit hohen Stöckelabsätzen trug. Die junge Dame bestieg das Schiff an der Spitze der Räuber, in jeder Hand einen Revolver. Sie hatte über das Gesicht einen dichten, ihre Züge unkenntlich machenden Schleier gezogen und verständigte sich mit den Passagieren in bestem Englisch, während sie im Verkehr mit der Mannschaft sich ebenso geläufig der chinesischen Sprache bediente. Während die Piraten die auf der Brücke zusammengetriebenen Passagiere durchsuchten, stieg die geheimnisvolle Unbekannte in die Kajüte des Kapitäns hinunter und ließ sich von ihm die Schlüssel zu den Schiffsbehältnissen aushändigen, wobei sie nicht unterließ, ihn mit sofortigem Erschießen zu bedrohen, wenn er versuchen sollte, sich ihr zu nähern. Die Polizei ist gegenwärtig damit beschäftigt, die Spuren des weiblichen Seeräubers zu verfolgen. Obgleich über die Persönlichkeit der Dame noch der Schleier des Geheimnisses gebreitet ist, glaubt man von ihr zu wissen, daß sie aus bester Familie stammt und auf einer amerikanischen Universität studiert hat.

Die Geißel der Fünfhundert

ROMAN VON VICTOR HELLING

[20. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Dafür bereitete ihm seine Gattin eine schöne Ueberraschung. Sie sah sich in die Lage versetzt, dem Heimkehrenden ein süßes Geheimnis ins Ohr zu raunen.

Das war mehr, als Luigi Pedroni erwartet und verdient hatte. Einesteils war er vor Freude und Stolz geschwellt, andererseits war er tief zerknirscht. Er dachte an die mit seiner Expedition im Zusammenhang stehenden Seitensprünge. Während er, leichtherzig und verworfen, in das Buch seines Lebens das dunkle Kapitel geschrieben hatte, das die Ueberschrift „Marchesa Letizia Fiori" trug, beschenkte ihn sein tugendliches Weib mit dem Unterpfand ihrer treuen Liebe — mit einem Erben!

Es war in der Tat ein Stammhalter. Im Einvernehmen mit seiner Gattin und in bankbarer Aufwallung gegen seinen hohen Gönner, dem Luigi Pedroni die ehrenvolle, wenn auch bislang erfolglose Mission nach Benedig, Monte Carlo und Zürich zu verdanken hatte, erhielt der Bambino, der Neugeborene, den schönen Vornamen Emilio.

Präsident Peturi geruhte, das von ihm erbetene Patenamt anzunehmen. Er beglückwünschte den glückstrahlenden Vater und klopfte ihm väterlich auf den Rücken. „Ihre Mission war nicht umsonst, wenn Sie auch keine greifbaren Erfolge mitbringen. Aber Ihr Blick hat sich erweitert. Man wird auf Ihre Erfahrung bei erster Gelegenheit zurückgreifen."

Auch Louis Grenier, der andere Gegenspieler der unauffindbaren Carnari-Leute, bereitete seiner Gattin eine Ueberraschung, und in gewissem Sinne bestand auch diese auf Gegenseitigkeit. Er kam eines Mittags, nachdem der Professor des Sanatoriums tags zuvor noch eine Bettruhe von mindestens fünfzehn Tagen für unbedingt notwendig gehalten hatte, in leichtem Fiaker über den Boulevard de Midi von Nizza gefahren. Seine Frau hinwieder überraschte ihn, daß sie freundlos und allein auf einer der palmenbeschatteten Bänke saß, und mit der Spitze ihres Sonnenschirmes Figuren in den Sand zeichnete. Diese Figuren waren unverfänglich; es waren die Buchstaben L und G. Sie konnten Bionie oder Louis Grenier andeuten wollen. Es war sogar anzunehmen, daß ihnen diese Deutung zugrunde lag, da Madame Bionie sich, als ihr Gatte so unerwartet vor ihr stand, keineswegs beeilte, die Buchstaben auszulöschen. Vielleicht gegnete sie im stillen den glücklichen Zufall, daß die Namen Grenier und Gaston beide mit solch unverfänglichem G begannen.

Sie umarmte ihren Mann mit einem Wortschwall.

Er antwortete: „Ich verfüge nicht über die Geduld, mich als eingeräumlichen Renommierpatienten wochenlang gesund martern zu lassen. Das Fieber war zu Ende. Es zieht mich nach Rohère."

Er hatte die Krankheit tatsächlich abgeschüttelt wie ein nasses Laken.

Gaston Rodin erschien allerdings sehr bald. Aber nicht mit Rosen, sondern mit einem schön gebundenen Buch von Anatole France, aus dem er Madame habe vorlesen wollen. Die Unschuld schien also wirklich im Himmel einen Freund zu haben, und Louis Grenier hatte keine Ursache, den gekränkten Ehemann zu spielen.

Trotzdem sagte er: „Ich habe Sie nicht in Nizza gelassen, daß Sie den Vorleser auf der Promenade abgeben, vielmehr ist es Ihre Aufgabe, die junge Daziano nicht aus den Augen zu lassen. Wenn sie auf und davon geht, hätte ich Sie zum Teufel gejagt."

„Was das anlangt," erwiderte der Sekretär, „ich meine das Davonlaufen der kleinen Demoiselle, so habe ich selbstverständlich vorgesorgt. Ich hoffe, ganz in Ihrem Sinne."

Und er zog einen Zimmerschlüssel aus der Weste.

„Sie haben sie eingeschlossen, Rodin?"

Gaston nickte.

„Welcher Gedanke!"

„Ich wußte, daß uns das Mädchen bei allen weiteren Recherchen unerläßlich ist. Bei der Hilflosigkeit der Polizei sind wir auf unsere persönlichen Nachforschungen angewiesen . . ."

„Es ist gut", nickte Louis Grenier. Sie fuhren gleich nach dem Hotel. Greniers erstes war es, daß er Bianca aus ihrem Zimmerarrest befreite.

Er fand sie keineswegs mißmutig. Sie hatte gebadet, geschlafen, gefrühstückt und mit dem Seidenhündchen von Madame auf dem Balkon gespielt. Auch Zigaretten hatte sie geraucht, und auf dem Tisch lag ein angefangener Brief, der freilich nur zwei Zeilen lang geworden war und eine Art Hieroglyphen aufwies. Schreiben war sicherlich keine starke Seite des Italienerkindes.

Aber wer sie so sah, wäre jedenfalls nicht auf den Gedanken gekommen, daß diese Bianca noch vor wenig Tagen ihr junges Leben in einem schmutzigen Kanal hatte beschließen wollen.

Man sah ihr nicht an, daß sie hier und da noch eine stechende Erinnerung überkam. Die neuen Verhältnisse hatten es ihr angetan. Louis Grenier sagte sich, daß es um Biancas Augen — um die glanzvollen, dunklen Augen mit den langen, überschattenden Wimpern, auch wahrhaftig schade gewesen wäre, wenn die Dirne sie sich mattgeweint hätte. Er fand auch heute, daß nicht nur diese Augen etwas ihm unerklärlich Anziehendes hatten.

Er fragte, wie es ihr gehe, und sie antwortete, nun er wieder gesund sei, habe sie nur die Bitte, ihn an sein Versprechen erinnern zu dürfen.

„Sie lieben den Ausreißer noch immer leidenschaftlich?"

„Ich träume Tag und Nacht von Giuseppino", gestand sie offenherzig. „Sagen Sie mir, daß er bald zu uns kommen wird!"

„Es soll nichts unversucht bleiben. Bestimmt nichts. Wir reisen nach Rohère und finden dort vielleicht schon Nachricht vor."

Das Mädchen klatschte in die Hände. „Giuseppino wird kommen! Er wird es gut bei Ihnen haben, Signor Grenier, nicht wahr? Es kann ihm nichts in Rohère passieren. Ich habe mich erkundigt."

„Bei wem?" fragte Grenier mit einem mißtrauischen Seitenblick auf seinen Privatsekretär.

„Oh," antwortete die Kleine, „bei Anine, bei wem sonst? Anine ist sehr froh, daß Giuseppino zu uns kommen wird. Denn sie hat gefürchtet, ich soll sie in ihrer schönen Stellung als Zofe bei Madame verdrängen. Ich habe sie ausgelacht und ihr gesagt, daß ich Giuseppino heiraten werde. Als Sie kamen, wollte ich an ihn schreiben."

„Das ist schwierig, solange man die Adresse nicht kennt. Warten Sie noch ein wenig, meine Liebe."

Gaston Rodin versicherte Madame Grenier kurz darauf nach bestem Wissen, daß ihr Gatte lediglich väterlich zu dem Mädchen geredet habe.

Frau Grenier zuckte mit den Schultern. „Möglich, daß Sie recht haben. Diese Bianca ist ein einfältiges Kind. Durchaus noch ein Kind. Aber mein Mann, wie ich Ihnen ja nicht zu sagen brauche, ist unberechenbar. Ich verhehle mir auch nicht, daß er kränker war, als er es wahr haben will. Ihm ist etwas in die Glieder gefahren. Die Sache mit meinen geraubten Perlen kann das nicht zuwege gebracht haben."

„Alles das ist mir nicht entgangen. Was das Kind anlangt, so gilt es Ihrem Gatten aber taktisch nur als Mittel zum Zweck. Es ist der Lockvogel."

„Das ist es eben! Welcher Einfall! Wenn die Polizei sich lächerlich macht, braucht sich doch nicht mein Mann auch noch lächerlich zu machen. Ich werde nicht klug aus ihm. Beispielsweise — er macht schon wieder Toilette, um im Speisesaal zu dinieren."

„Er findet vielleicht Geschmack daran —"

„Es war ihm bisher ein Greuel. Aber da sehen Sie es ja, mein Freund, daß eine innerliche Veränderung mit ihm vorgegangen ist. Wenn man plötzlich einen ganz anderen Geschmack bekommt. . . . Sagen Sie übrigens, wie gefällt Ihnen das Kind? Sie als sein Erretter stehen ihm ja gewissermaßen am nächsten."

Gaston Rodin hatte die Frage längst kommen sehen. Seit dem Abend, wo er Bianca ins Boot gezogen hatte, saß er zwischen zwei Feuern. Eines hätte genügt, ihn zur äußersten Vorsicht zu mahnen. Es war ihm unvergeßlich, wie er zuerst mit seinem erstickenden Wasser der Geretteten damals über die Schläfe gestrichen hatte. Er hatte an sich halten müssen, um das Mädchen, dessen junge Brüste unter der durchnäßten Bluse wogten, nicht mit Küssen zu bedecken. Damals hatte ein einziger Blick Greniers genügt, ihn zur Besinnung zu bringen. Er hatte alles vermieden, um die Eifersucht seines Chefs nicht zu wecken, er hatte sich auch zu beherrschen verstanden, nachdem ihn Grenier damals mit dem Mädchen im Palazzo Mascarcio auf kurze Zeit allein gelassen hatte.

Und seither noch immer, weil er nicht wußte, woran er war. Er fühlte sich von seinem Chef eifersüchtig beobachtet und beobachtete seinerseits argwöhnisch den Chef. Und als Greniers Erkrankung kam, mußte er erst recht diplomatisch sein, denn von dieser Stunde an verfügte Madame über seine Zeit.

Er hat beinahe erstaunt über Madames Frage. „Wie sollte ich dem Mädchen näher stehen? Ich habe nichts davon gemerkt."

Da gab Madame Grenier ihr Urteil ab. „Sie sieht niedlich aus, aber auch höchst alltäglich. Die neuen Kleider haben sie gehoben. Der Chic fehlt aber natürlich."

„Natürlich, der fehlt."

„Den macht eben niemand unseren jungen Mädchen nach. Na, Sie waren ja lange genug in Paris."

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Kunstchronik

Euphorion-Ausstellung

In der Euphorion-Ausstellung (Fasanenstraße): Artur Degner und Max Beckmann. Beckmann ist der Interessantere, Problematischere, weil in Motiv und Gestaltung eigenwillige Wege gehend. Degner ist der Stärkere, weil er allein vom Malerischen kommt und als Ostpreuße das Draufgängerische, aus einem schwerflüssigen Blute mit Verve Schaffende seiner Landsleute hat. In den Landschaften ist seine Verwandtschaft mit Mößler unverkennbar. Nur daß Degner um einige Grade dumpfer ist. In den Gemälden kommt seine Art nicht so klar zum Ausdruck wie in den Aquarellen, bei denen man am besten seine aus intuitiver Anschauung gereifte kühne Technik erkennt.

Durch die neuen graphischen Arbeiten, die uns Beckmann zeigt, zieht ein satirischer Ton, der — seit Grosz — nicht mehr ganz originell ist. Man kann diese Blätter aber mit ihren oft recht gewagten Motiven „packend" nennen, weil sie die Konzentration aus Weltanschauung (diese wiederum durchsetzt mit höchst zeitgemäßer Verbitterung einer um ihre Ideale betrogenen Jugend) und ihrer bildhaft gewordenen satirischen Kritik sind. Beckmanns Flucht aus dem Schlamm der Gegenwart stellen seine Bildnisblätter dar. Auch sie nicht ganz des spottenden Tones bar. — aber um ruhigen Strich sich einfühlender und festhaltender Charakteristik meisterhaft.

„Schaffende Frauen"

Darüber muß man sich endgültig klar sein: Die Frau kann als Mutter wohl den großen Künstler gebären. Sich selbst aber auf die Höhe überragenden Künstlertums aufschwingen kann sie nur höchst selten, weil in der heiligen Bestimmung der Mutterschaft ihre Aufgabe gelöst, ihre Kraft erschöpft ist. Die Ausstellung des „Parthenon" (Kurfürstendamm), die sich ein wenig anspruchsvoll den Titel „Schaffende Frauen" gibt, ist nur Bestätigung dieser alten Wahrheit und der sich aus ihr ergebenden, daß die Frau als Künstlerin nur schwer über den engeren Horizont geschmackvoller Malerei, Befangenseins im äußerlich Dekorativen hinauskommt. Sehr deutlich merkt man das an einer so geschulten Künstlerin wie der Thea Schleussner. Wo sie Gefühl und visionäres Erlebnis gestalten will, gibt sie zum veräußerlichten Stil Erstarrtes. In ihren Aquarellen ist der Fortschritt unverkennbar als Ergebnis einer geschickten Einfühlung in den Expressionismus. Das Beste, weil von einem starken Willen des Sichlosreißens vom Hergebrachten und von sehr ausgeprägtem malerischen Können getragen, sind die Bilder der Frau Hertzer. Aus Anfang sind ihre Arbeiten, ist ihr Streben nur zu begrüßen. **Ernst Collin**

„Jupiterworte"

Wilhelms Redeblüten.

Das heute wohl im besten Sinn in Bezug auf den ehemaligen Adel ironisch gebrauchte Wort „die Edelsten der Nation" entstammt einem Trinkspruch des redeluftigen Exkaisers, den er am 15. Oktober 1890 in Plaue a. d. Havel von Stapel ließ. Er hatte sich die Ehre gegeben, der Trauung und dem anschließenden Frühstück des Freiherrn v. Biffing, damaligen Kommandeurs des Regiments Gardes du Corps, mit der Gräfin Königsmarck beizuwohnen, und bei dieser Hochzeit glänzte selbstredend die bürgerliche Kanaille durch Abwesenheit. Die Herrschaften waren ganz unter sich. Wilhelm der Unselige, apostrophierte in seiner weinseligen Festrede den Adel mit dem seitdem geflügelten Wort. Acht Tage später entstand ein zweites geflügeltes Wort: „Die ganze Richtung paßt mir nicht!" Es wird fälschlich dem Exkaiser in die Schuhe geschoben, obwohl es ganz in seinem Sinne lief. In Wahrheit war sein Urheber der damalige Berliner Polizeipräsident Freiherr v. Richthofen, bei dem der Direktor des Lessing-Theaters, Oskar Blumenthal, wegen des Verbotes von Hermann Sudermanns „Sodoms Ende" vorstellig wurde. Die Unterredung fand am 23. Oktober 1890 auf dem Polizeipräsidium statt, und Herr v. Richthofen äußerte, von Blumenthal nach den Gründen des Verbotes gefragt: „Die ganze Richtung paßt uns nicht!" — Das Wort: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" ist dagegen eine eigenhändige Unterschrift des Exkaisers, die er 1895 unter ein höchst kitschiges Bild des Kasseler Kunstakademieprofessors Hermann Knackfuß setzte. Der Exkaiser ließ sich als Verfertiger dieser Zeichnung feiern; man wußte lange nicht, ob der Künstler Wilhelm oder der Künstler Knackfuß der Autor war. Knackfuß trat jedenfalls bescheiden in den Hintergrund. Nicht zu seinem Schaden. In der Tat hatte Wilhelm II. ihn zu dem Kitsch „inspiriert". — Das Jupiterwort — (in dem Sinne von „du greifst nach deinem Blitz, hast also unrecht") —: „Welche sich mir entgegenstellen, zerschmettere ich!" stammt ebenfalls aus dem Jahre 1890 und galt dem Fürsten Bismarck. **Fab.**

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Retter-Berlin-Neukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Hepner-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Großheimer-Berlin-Schöneberg. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.